

des Alltags fällt besonders die mitunter den Toten beigegebene zusammenlegbare Wage ins Auge (Abb. 269 b). Zwei Schalen hängen an Gliederketten, die ihrerseits an je einem Ende eines Wagebalkens befestigt sind. In der Mitte des Balkens befindet sich, nach oben stehend, das Zünglein der Wage. Sie diente dem Kaufmann zum Abwiegen des sogenannten Haßsilbers, d. h. der in Stücke gehackten Silbermünzen, worunter sich besonders häufig arabische vor-

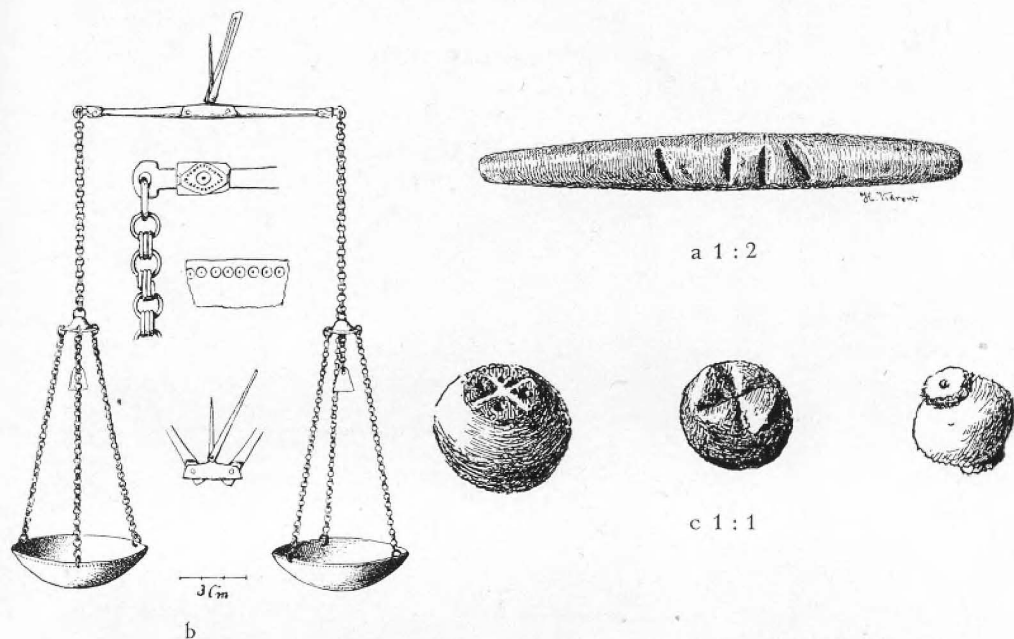


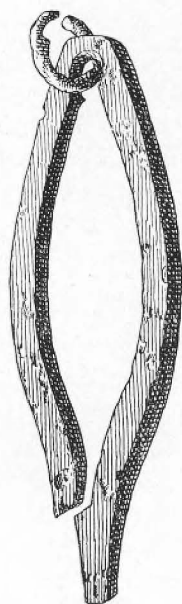
Abb. 269. Wage, Silberbarren, Gewichte

a) Pöppeln, c) Pöppritzen, Kr. Labiau; b) Eisliethen, Kr. Fischhausen

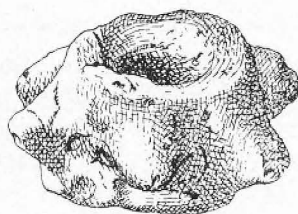
finden. Doppelfonische Gewichte (Abb. 269 c) vervollständigten das Wiegematerial des Kaufmanns. Silber kam außerdem auch in Barrenform auf den Markt (Abb. 269 a). Kerben in den Stücken sollten beweisen, daß wirklich Vollsilber vorlag.

Die Feuerschlageisen dieser Periode zeigen die Formen der Abb. 270 a, c, e, f, wovon Abb. 270 c die ältere Art darstellt. Das kurze Messer steckte in einer Leder- oder Holzsheide, die zwei handförmige Schlaufen umschlossen. Es wurde von den memelländischen Frauen am Gürtel hängend getragen (Abb. 271 g).

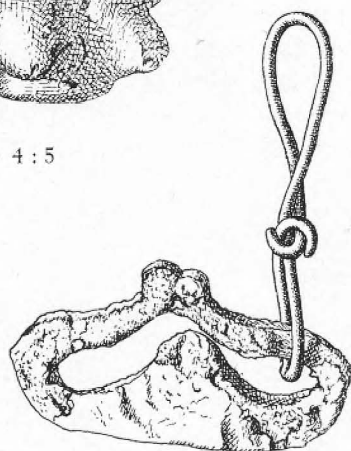
Sehr interessante Alltagsgeräte veranschaulichen die Miniaturmodelle von Werkzeugen, die man bei der Brettchenweberei verwandte: Brett, Schwert, Nadel,



a 2:3



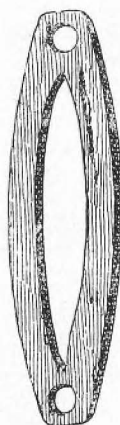
b 4:5



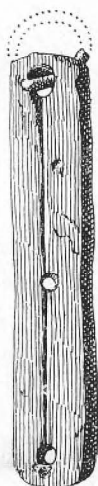
c 3:4



d 4:5



e 2:3



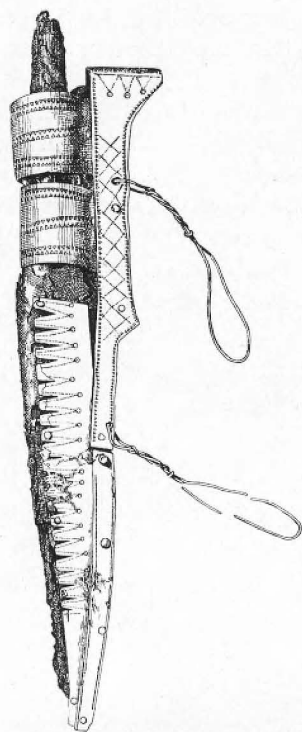
f 2:3



g 1:2



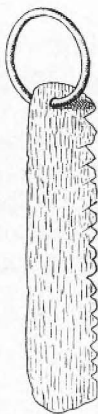
Abb. 270. Wirtel, Feuerpinkeisen, Hammer und Spachtel
a), e), f) Siemonischken, Kr. Insterburg; b) Unter-Plethen, Kr. Rastenburg; c) Oberhof,
Memelgebiet; d) Pollwitten, g) Laptau, Kr. Fischhausen



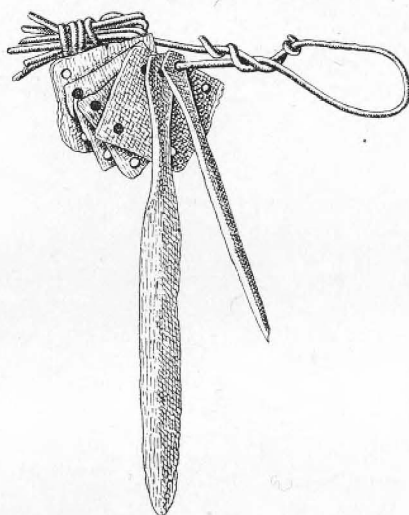
c 1:3



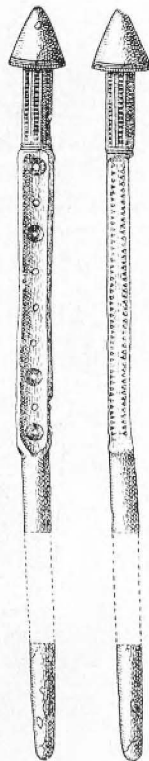
a 3:5



b 3:5



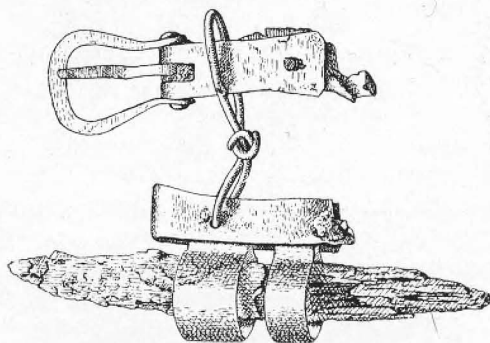
d 3:5



e 1:2



f 1:4



g 2:3



h 4:5

Abb. 271. Messer, Webegerätschaften, Schere

a), h) Leisten, b), g) Oberhof, c) Leisten=Jakob, d) Anduln, Memelgebiet;
e) Umgegend vom Tilsit, f) Schulstein, Kr. Königsberg

Kamm (Abb. 271 a, b, d, h). Es dürfte von Bedeutung sein, daß diese sich bisher nur in Gräbern des früheren Kreises Memel gefunden haben. Ein Weberinstrument scheint auch die lange, durchlochte Nadel der Abb. 271 e darzustellen.

Zu den Gebrauchsgegenständen gehören ferner zylindrische Vorhängeschlösser mit besonderem Verschlussteil, der sich selbsttätig schließt und durch einen eigens hierfür geformten Schlüssel wieder gelöst werden kann (Abb. 272). Der frühen Ordenszeit sind die Schlüssel mit rechteckigem Barte zuzuweisen, die sich in Frauengräbern als Miniaturnachbildungen gefunden haben (Abb. 265 e, g).

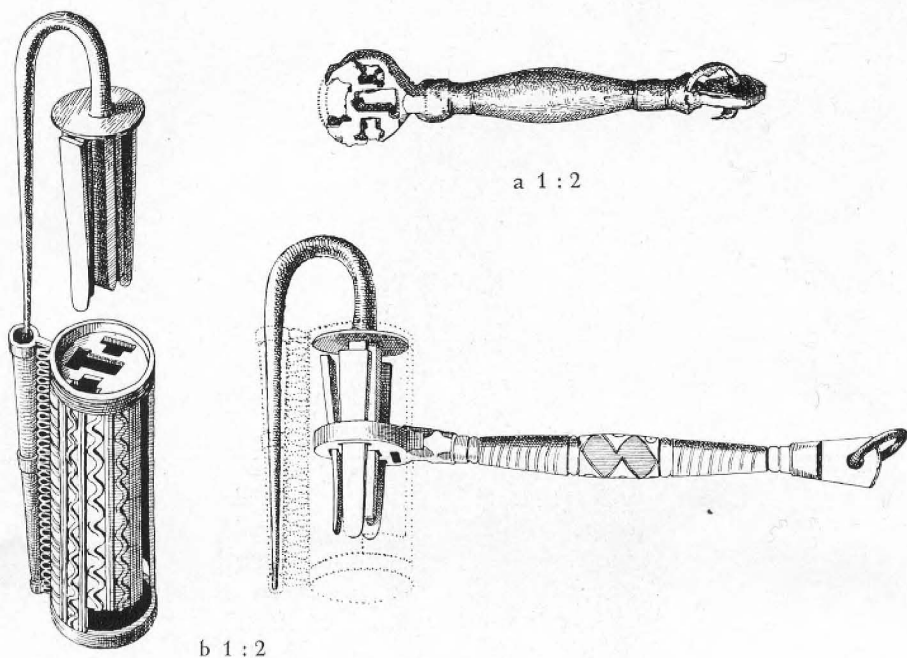


Abb. 272. **Schloß**

a) Schulsstein, Kr. Königsberg; b) Löbertshof, Kr. Labiau (Rekonstruktion)

Als häufige Beigabe samländischer Gräber begegnen Stücke bronzener Schalen; selten sind sie vollkommen erhalten (Taf. XIV). Diese sogenannten „Hanaschüsseln“, die aber mit Unrecht ihren Namen führen, zeigen oft reiche Verzierung. Es finden sich geometrische Pflanzen- und Tierornamente; auch bildliche Darstellungen und Inschriften sind eingeritzt. Das Mittelbild zeigt bisweilen die bemerkenswerte Figur einer mit Umhang, Mütze und Flügeln versehenen Gestalt (Taf. XIV c). Die Schalen stellen selbstverständlich ausländische Importware dar und zeugen für die Handelsbeziehungen zu christlichen, westlich gelegenen Ländern. Sie mögen wohl oft schon in beschädigtem Zustande auf den ostpreussischen Markt gekommen sein, wo sie von den Altpreußen als willkommenes Bronze-Altmaterial gegen einheimische Landesprodukte eingetauscht wurden.

Der damaligen kriegerischen Zeit entsprechend — Wulfstan berichtete schon am Ende des 9. Jahrhunderts: „Es ist viel Krieg unter den Esten“ —, treten die Waffengräber stark in den Vordergrund. Die gesamte ostpreußische Waffenindustrie der spätheidnischen Zeit weist durchaus nordische Züge auf. Dies zeigt sich vornehmlich an den Schwertern. Mit ein- oder zweiteiligem Knauf und Parierstange versehen, sind sie teils ein-, teils doppelschneidig gestaltet (Abb. 274). Die jüngeren Schwerter zeigen halbmondförmigen oder runden Knauf (Abb. 274 a—d). Auf dem Knauf und der Parierstange findet sich bisweilen Silber-, Kupfer- und Goldtauschierung (Abb. 274 b). Ein Schwert, das Aweken,

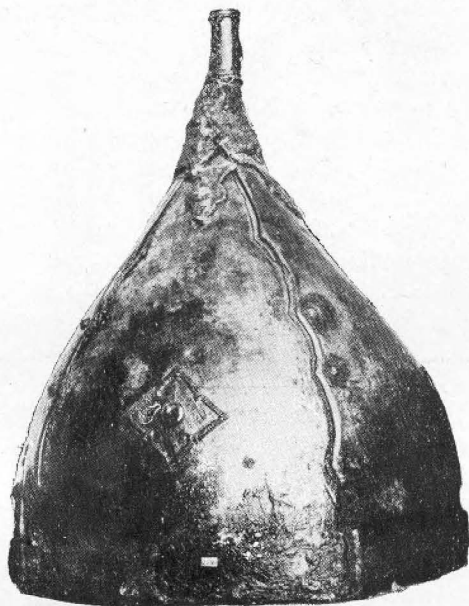


Abb. 273. Vergoldeter Helm
Gr.=Friedrichsberg, Kr. Königsberg
Höhe 29,3 cm

Kr. Pr.=Holland, zum Fundort hat, zeigt auf dem Blatt in Runenschrift den Namen Alfberht, der auch sonst auf dänischen und skandinavischen Schwertern dieser Periode vorkommt (Abb. 274 c). Zu den Schwertern gehörte eine hölzerne Scheide, die in Resten öfters sich noch erhalten hat, ferner ein hölzerner Griff und ein Ortband aus Bronze (Abb. 274 e—g).

Daß der damalige Altpreuße wirklich großen Wert nicht nur auf Waffen an sich legte, sondern gerade auch auf schön und kunstvoll verzierte, beweisen neben den tauschierten Schwertern die zahlreich ebenso ornamentierten Lanzenspitzen (Abb. 275 a—b).

Außer den erwähnten Trukwaffen müssen auch Pfeil und Bogen im Gebrauch gewesen sein. Dies beweisen die häufig in Gräbern auftretenden eisernen Pfeilspitzen mit Schaftangel und das Bild eines Altpreußen an einem Kapitell der Marienburg (Abb. 287).

Seltam berührt es, daß man in Gräbern, die fraglos den Altpreußen zugehören, bisher keine Reste von Schilden vorgefunden hat, z. B. Randbeschläge und Schildbuckel. Nur in Wikingergräbern begegnen uns Schildbuckel (Taf. XVII). Und doch muß auch der Altpreuße sein Schild gehabt haben, wie aus dem S. 325 erwähnten Bericht hervorgeht. Er bestand gewiß nur aus Holz oder Leder ohne jeden eisernen Beschlag. Aus Leder mögen auch die Helme gefertigt gewesen sein. Wenn einmal wie bei Gr.-Friedrichsberg, Kr. Königsberg, ein eiserner Helm zutage getreten ist, so handelt es sich hier höchstwahrscheinlich um ein Beutestück oder eine Importware von auswärts. Der Friedrichsberger Helm, bisher ein Einzelstück aus ostpreußischem Boden, besteht aus vier dreieckigen Eisenplatten, die mit dünnem, vergoldetem Bronzeblech belegt sind. Unten zieht sich ringsherum ein eisernes Band. Auf der vorderen Platte reichte ehemals etwa bis zur halben Höhe ein jetzt nur noch in schwachen Resten vorhandenes, ehemals mit eisernen Nieten befestigtes eisernes Besatzstück hinauf, das, in der Hauptsache von pyramidenartiger Form, nach den noch erkennbaren Resten palmetten- und ranken-ähnliche Verzierungen besessen haben dürfte. Beiderseits trägt der Helm vieredrige, kleine Bronzeplatten mit leichten Einziehungen in der Mitte der Ränder und einem kurzen, stumpfen Knopf. Zur Befestigung des Haarbusches sitzt oben eine 3,8 cm lange bronzene Tülle, hineingestellt in einen eisernen Spitzenbeschlag mit vier herabhängenden kreuzblumenartigen Anhängen. Die ganze Höhe mißt bis zur Spitze 29,3 cm (Abb. 273).

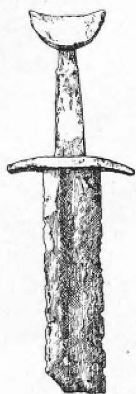
Eine fast gleiche Art des Helms wie die des Friedrichsbergers hat sich auf polnischem Gebiet mehrfach nachweisen lassen. Es scheint also, als ob hier ein spezifisch altpolnischer Typus vorliegt. Auf dem Wege des Handels oder vielleicht als Beutestück aus einem der altpreußisch-polnischen Kriege dieser Periode mag der Helm von Gr.-Friedrichsberg in die Hand eines preußischen Edlen gelangt sein, der in der Gr.-Friedrichsberger Gegend möglicherweise als Gaufürst seinen Sitz hatte. Zeitlich gehört der Helm frühestens dem 12. Jahrhundert an.

Für die spätheidnische Zeit sind ferner von Trukwaffen zwei Arten von eisernen Keulenköpfen sicher durch zeitlich bestimmbare Grabfunde bezeugt (Taf. XV a, d). Ob die auf derselben Taf. XV dargestellten Keulen der gleichen Stufe angehören, dafür fehlt allerdings bei dem Charakter der Stücke als Einzelfunde die Gewißheit.

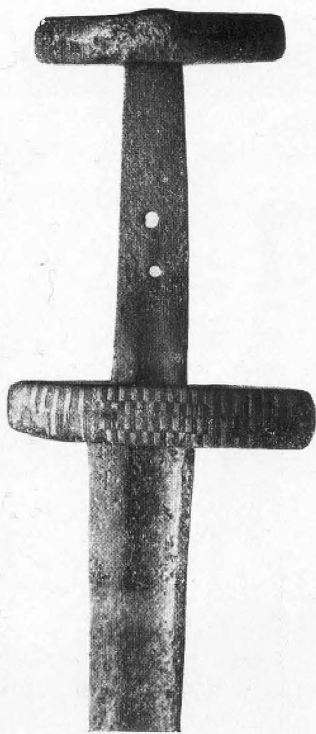
Ausrüstungsstücke für Reiter und Pferd.

Wie die Waffen zeigen auch die Sporen nordisches Gepräge (Abb. 277). Die älteren Formen charakterisiert ein gerader Bügel mit ebenso gerichtetem oder hoch gestelltem Dorn. Die jüngere Art weist geschwungenen Bügel auf (Abb. 277 e, f). Daneben kommen im Memelland einige Sondertypen vor (Abb. 277 a, d).

Durch reiche Mannigfaltigkeit zeichnen sich die Steigbügel dieser Periode aus. (Abb. 278 u. Taf. XVI.) Bei der Menge von Pferdebegrabnissen, die die ganze spätheidnische Zeit hindurch üblich waren, kann diese nicht wundernehmen.



a 1:6



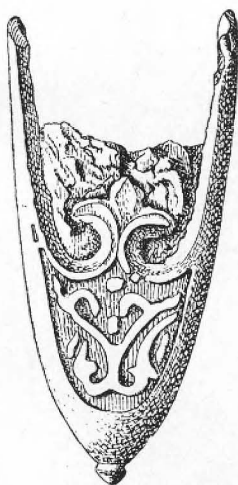
b etwa 1:2



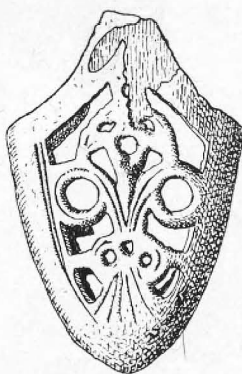
c 1:4



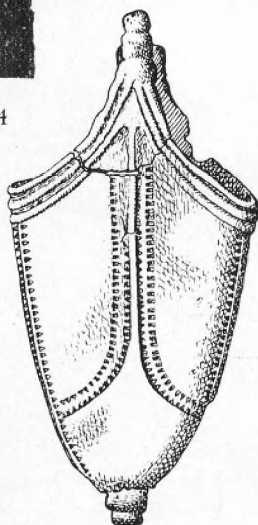
d 1:6



e 3:4



f 3:4



g 3:4

Abb. 274. Schwerter und Ortzbänder

a), d) Schulstein, Kr. Königsberg; b) Luukainen, Kr. Sensburg; c) Awecken, Kr. Br.-Holland;
e) Dollkeim, Kr. Fischhausen; f), g) Löbertshof, Kr. Labiau

Man begegnet Steigbügeln mit drahtförmigem und mit plattem Bügel. Der Tritteil ist entweder gebogen oder gerade gestaltet. Bisweilen zeigt sich an ihnen Silber- oder Goldtauschierung (Taf. XVI a) oder eingestanzte Ornamente und Durchbruchmuster zieren sie (Taf. XVI b, c). Eine der ältesten Formen stellt Abb. 278 b dar. Bis auf einen Steigbügelfund, der bei Ripitten, Kreis Friedland, gemacht worden ist und der spätmerowingischen Periode angehört, sind alle an-

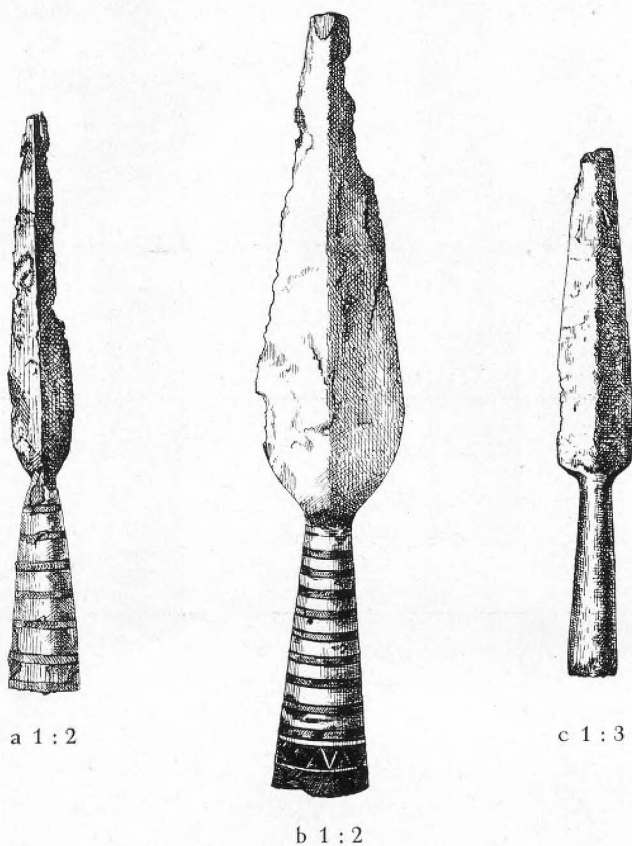


Abb. 275. **Lanzenspitzen**

a) Schulstein, Kr. Königsberg; b), c) Laptau, Kr. Fischhausen

deren Steigbügel als spätheidnisch anzusprechen. Auch dieses Ausrüstungsstück verrät durch seine Formen und Verzierungsweisen nordische Beeinflussung.

Von Trensen bringt die Abb. 279 einige Beispiele zur Anschauung. Ring- (Abb. 279 a) und Knebeltrensen waren nebeneinander im Gebrauche. Der Trensenknebel der Abb. 279 b, der aus Knochen besteht, zeigt geschmackvolle Verzierung. Ohne alles hierher Gehörige aufzählen zu können, möchte ich nur noch auf die beiden Schlaufen (Abb. 280 b, d), die eiserne Glocke, die dem Pferde um den Hals gehängt wurde, und den Striegel (Abb. 280 a) hinweisen.

Eine besondere Gruppe von Denkmälern der spätheidnischen Zeit bilden
Steinbilder.

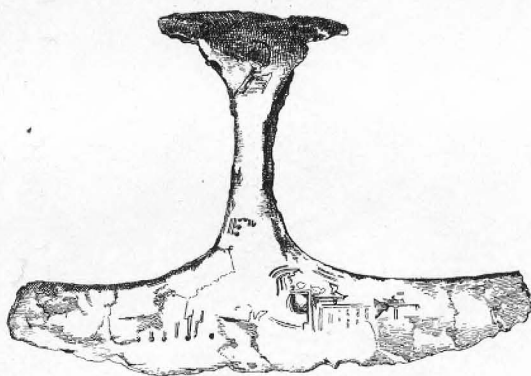
Es sind dies in Stein roh ausgehauene, öfters in Lebensgröße gestaltete
Menschenfiguren, die an verschiedenen Stellen der Provinz, besonders häufig aber



a 1 : 3



b 1 : 2



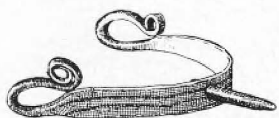
c 1 : 3

Abb. 276. **Beile**

a), b) Laptau, Kr. Fischhausen, c) Verdauen

in dem Restteil der früheren Provinz Westpreußen zu belegen sind (Abb. 280 a). Die Figur hält bisweilen ein Horn in der Hand; auch Schwerter mit Parierstange haben plastische Nachbildung gefunden. Der Kopf trägt mitunter eine spitze Mütze. Der im Kinn spitz nach unten verlängerte Teil des Gesichtes dürfte wohl auf einen ebenso zugestutzten Bart hindeuten.

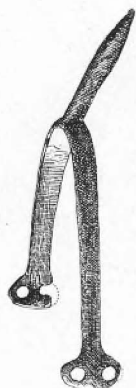
Von der Deutung der Figuren als Götzenbilder hat man heute wohl allgemein Abstand genommen. Als Grenzsteine mögen sie hier und da Verwendung gefunden haben, aber wohl erst in jüngerer Zeit. Ihre ursprüngliche Bedeutung dürfte am wahrscheinlichsten in dem Gebrauche als Grabsteine gesucht werden; sie



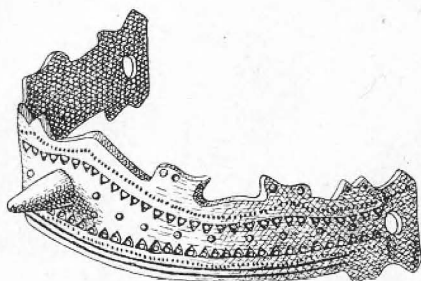
a 1 : 2



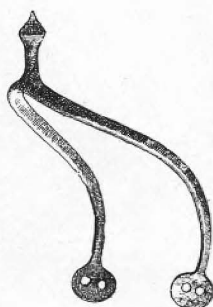
b 1 : 3



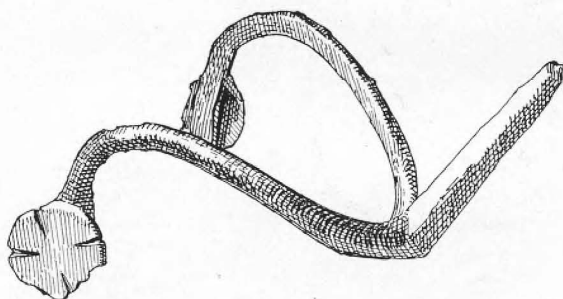
c 1 : 3



d 2 : 3



e 1 : 3



f 1 : 2

Abb. 277. Sporen

a), d) Oberhof, Memelgebiet; b), c), e) Schulstein, Kr. Königsberg; f) Grebieten, Kr. Fischhausen

sollten die Lebenden an die Person des im Jenseits weiter fortlebenden Verstorbenen erinnern. Wenn auch keine individuellen Züge an den Bildern zu erkennen sind, so kann dies in der Sprödigkeit des Materials und in der Ungeschicklichkeit des Bearbeiters seinen Grund haben. Die Deutung der Steinfiguren auf Grabsteine findet auch darin eine Stütze, daß sich ein Nachleben dieses Gebrauches bis in allerneueste Zeit nachweisen läßt.

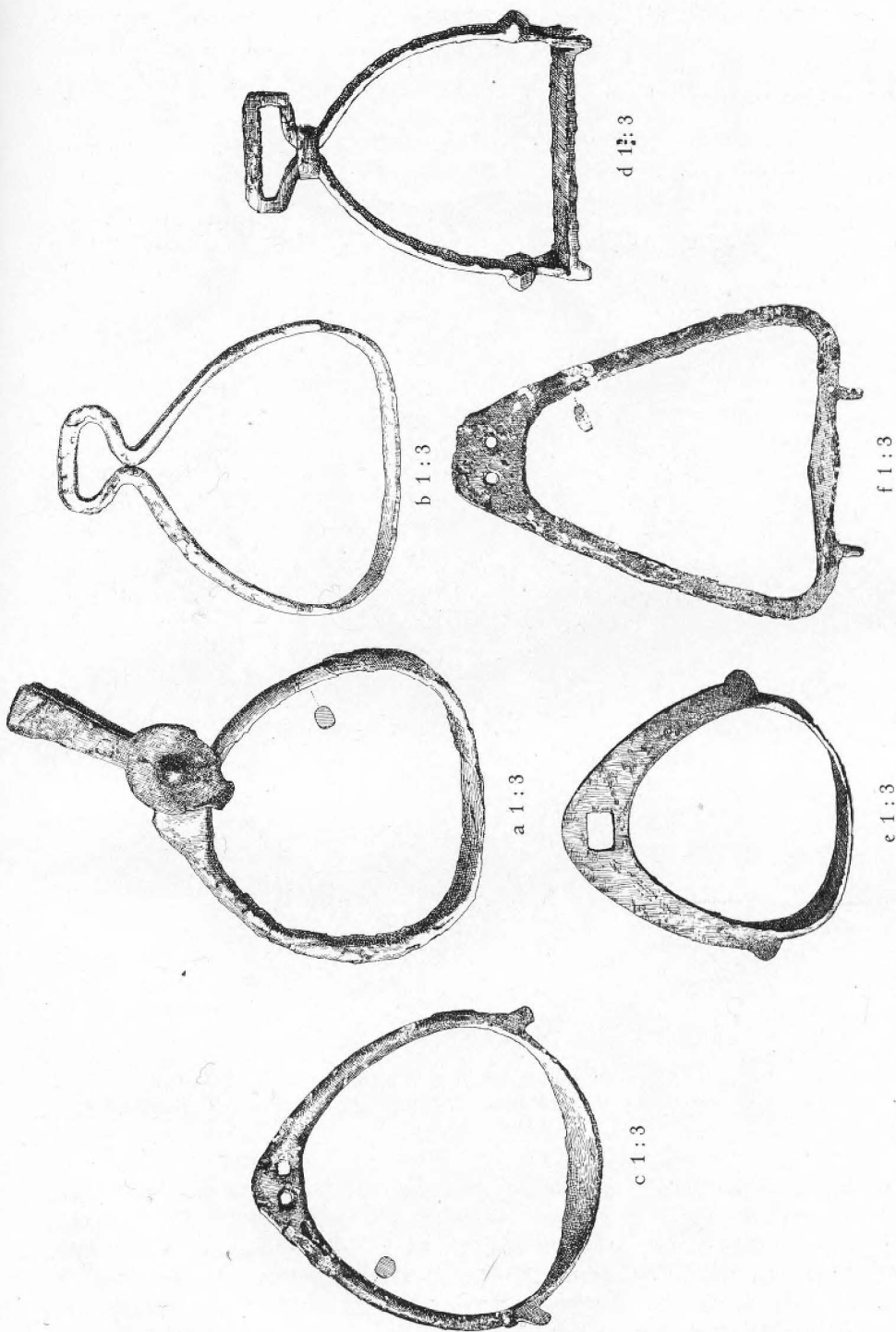
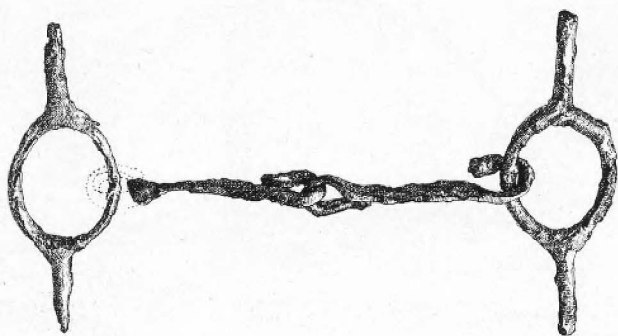
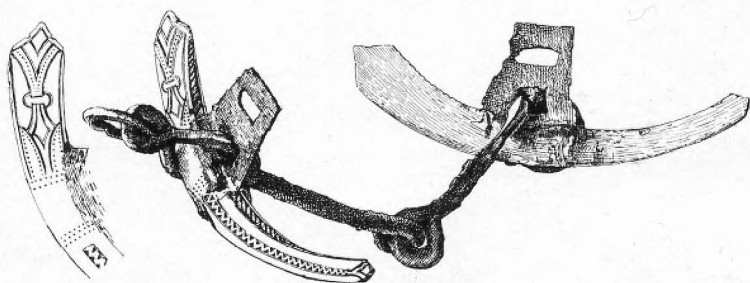


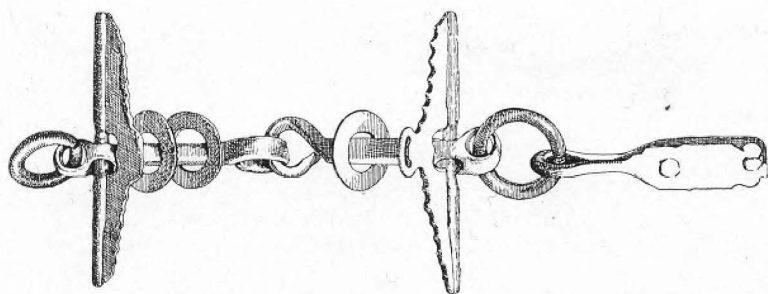
Abb. 278. Steigbügel a) Nafstrehnen, c), f) Bludau, Kr. Fischhausen; b), d), e) Schullstein, Kr. Königsberg



a 1 : 3



b 1 : 3



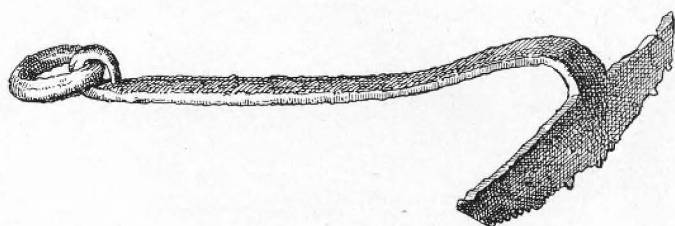
c 1 : 3

Abb. 279. **Trensen**

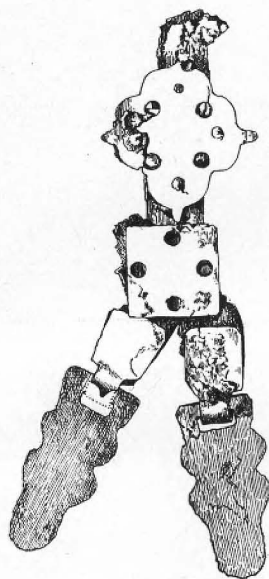
a) Nastrehnen, Kr. Fischhausen; b) Löbertshof, Kr. Labiau; c) Schulstein, Kr. Königsberg

Die Wikingergräber bei Wiskiauten.

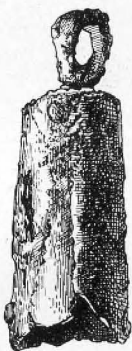
Den Wikingergräbern von Wiskiauten bei Cranz und ihrem Inhalt sei ein besonderer Abschnitt gewidmet. Die Grabform unterscheidet sich in einigen Punkten von der spezifisch preußischen. „Die Grabhügel der Kaup . . . sind durchschnittlich 60 cm hoch und haben in ihrer Grundfläche einen Durchmesser von 6 m Mit wenigen Ausnahmen findet man in der Mitte unter dem



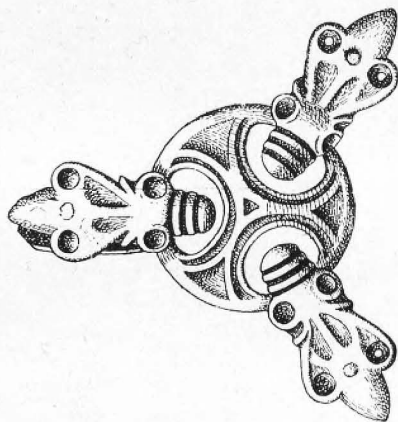
a 1:2



b 1:2



c 1:2



d 1:1

Abb. 280. **Pferdestriegel, Riemenschlaufen und Glocke**

a), b) Schulstein, Kr. Königsberg; c) Nafstrehnen, Kr. Fischhausen; d) Oberhof, Memelgebiet

Hügel auf dem gewachsenen Boden eine Brandstätte, welche selten über 1 m im Durchmesser hat . . . Auf dieser Stelle finden sich nun Kohlen, gebrannte Knochen und gewöhnlich am Rande zusammengehäuft Bronzeschmuck . . . Andere Gräber zeigen Schwerter und Lanzen nebst anderen Eisengeräten in der Mitte der Brandstätte, dagegen Urnen mit gebrannten Knochenresten und sonstigem Inhalt fanden sich immer nur etwas seitwärts von der Brandstätte. Darüber



a



b



d



c

Abb. 280 A. **Steinbilder**

a) Mosgau, Kr. Rosenberg, b) Bartenstein, c) Jelitken, Kr. Oletzko; d) Husehnen, Kr. Pr.=Eylau

ist dann der Hügel geschüttet. In einigen Fällen finden sich in der Mitte auch kleinere Steinpackungen von einigen Kopfsteinen. Schließlich ist der Merkstein darauf gelegt“ (Hendek in Sitzungsberichte der Altertumsgef. Prussia III S. 37).

Wie die Art der Wikingergräber so weist auch ihr Inhalt manche Verschiedenheit gegenüber dem altpreußischen Formenbestande auf. Zwar kannte der Wikinger wie der Pruße die offene Ringfibel (Abb. 283 a, f); die Dosen- und Schildkrötenfibel aber nannte nur der Normanne sein eigen (Abb. 282 a, c, d—f). Letztere Art, von der je eine auf jeder Schulter befestigt war, erscheint gewöhnlich in Verbindung mit Gliederketten (Abb. 283 c), welche die beiden Schulterfibeln über die Brust hinweg miteinander verbindet. Als charakteristische Verzierungsweise tritt uns an den Schmuckstücken die sehr kunstvolle nordisch-germanische Bandornamentik entgegen (Abb. 282, 283 b).

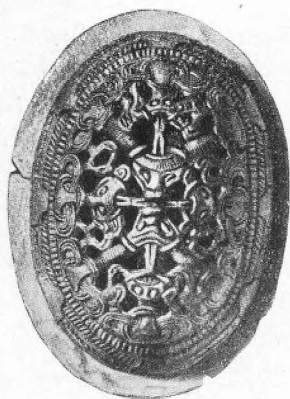


Abb. 281. Silberschmuck mit arabischen Münzen
(r. u. l. außen) von Wiskiauten, Kr. Fischhausen

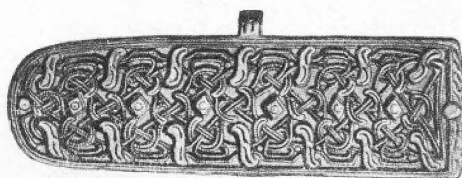
Die Waffen und sonstigen Ausrüstungsstücke des Reiters zeigen fast immer Tauschierung (Abb. 283 e; Taf. XVII).

Der bisher aus den Wikingergräbern der Raup zutage geförderte Formenbestand weist diese Normannenkolonie in das 10.—11. Jahrhundert. Als Heimatland der Wiskiautener nordischen Neusiedler kommt auf Grund formeller Vergleiche weniger Dänemark als Schweden in Betracht¹⁾. Besteht demnach vielleicht ein Zusammenhang zwischen der Wikingerkolonie von Wiskiauten und dem Kampfe der neun Brüder Gampti aus Schweden, wie ihn Peter von Dusburg erwähnt (Script. rer. Pruss. I S. 39)?

¹⁾ Nach den unveröffentlichten Forschungen von H. K e m l e = Königsberg kommt am ehesten Upland als Ausgangsland der Wiskiautener Normannenkultur in Frage.



a 1:2



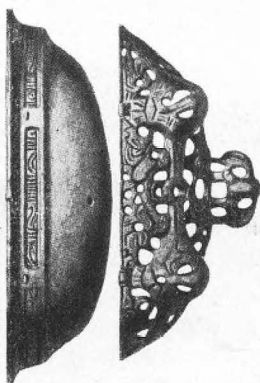
b 1:2



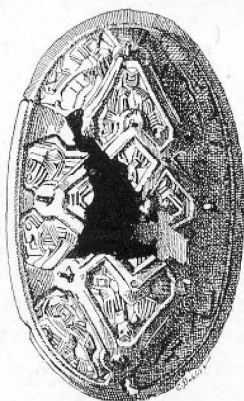
c 2:3



d 1:2

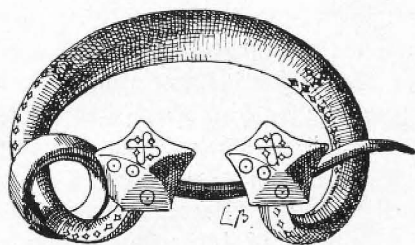


e 1:2

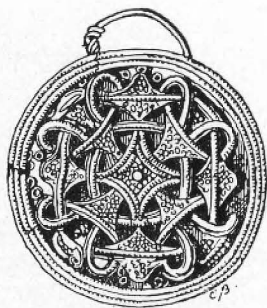


f 1:2

Abb. 282. Spangen und Fibeln (Schildkrötenfibeln) aus Wikingergräbern im Wäldchen Kaup bei Wisktauten, Kr. Fiskhausen



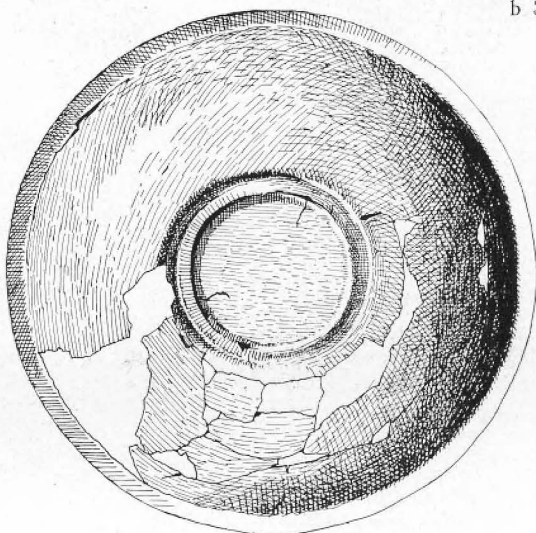
a 2:3



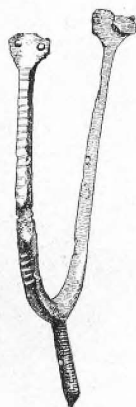
b 3:4



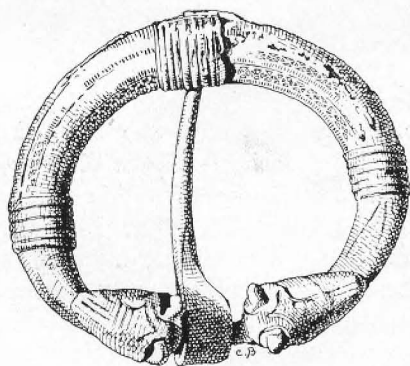
c 1:2



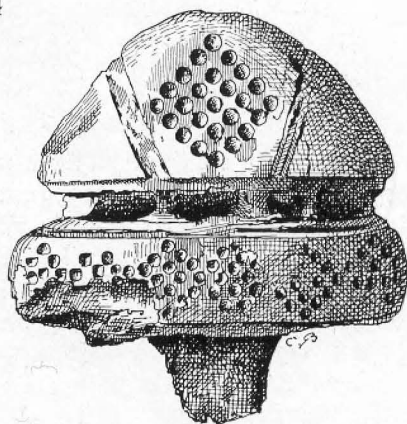
d 1:4



e 1:3



f 2:3



g 2:3

Abb. 283. Beigaben aus Wikingergräbern
von Wikfanten, Kr. Fischehausen

Die Siedlungen

des vorliegenden Kulturabschnittes sind uns aus Grabungen noch zu wenig bekannt, um ein abschließendes Urteil zu gewinnen. Die bisher bekannt gewordenen Plätze dieser Art weisen auf recht ausgedehnte Dorfanlagen hin. Das frühere Ovalhaus scheint dem Rechteckhaus völlig den Platz geräumt zu haben. Solche Viered-Häuser liegen durch die Ausgrabungen von Meislatein, dem „Truso“ der Wikingerzeit, von Algnupönen, Kr. Pillkallen, und Lintuhnen, Kr. Niederung, vor. Während auf dem ersten Fundplatz aber Schwellenbau als technisches Bauprinzip vorlag, war auf den beiden letzteren Siedlungen der Pfostenbau zur Anwendung gekommen. In Lintuhnen konnte für die Wikingerperiode ein Vorhallenhaus festgestellt werden. Oft stehen größere Wohnplätze in engster Verbindung mit

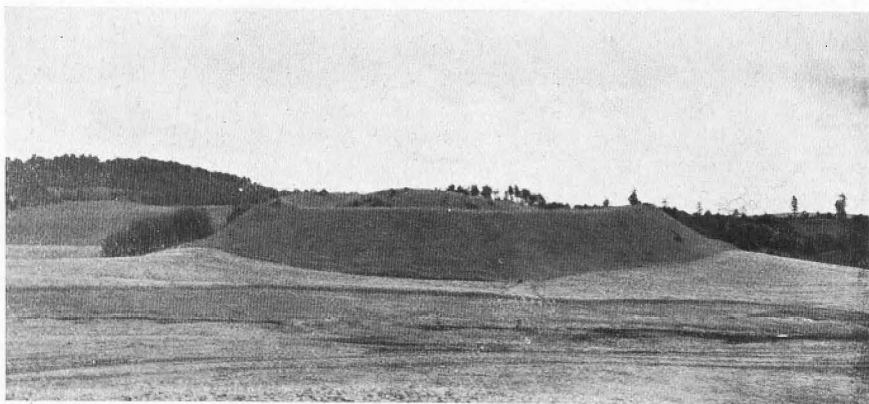


Abb. 284. „Schloßberg“ bei Preußenburg, Kr. Löben (früher Jesztorfen)

Burganlagen.

Man kennt wohl jene Plätze und Berge, die im Volksmund Burgwälle, Schloßberge, Schwedenschanzen, Hünen- und Pillberge heißen. Gegen 500 solcher Stätten lassen sich für Ostpreußen nachweisen. Wo noch Wälle und Gräben erkennbar sind, kann man sicher auf alte Wehranlagen schließen. Oft fehlen schon heute diese äußeren Merkzeichen, von der Ackerkultur völlig weggewischt; nur noch der Name haftet am Orte, und Sagen, die sich daran knüpfen, wissen von versunkenen Schlössern, verzauberten Jungfrauen, die der Erlösung harren, von im Berge befindlichen Schätzen zu erzählen. Der Zustand dieser von einstiger kriegerischer Wehrhaftigkeit zeugenden Stätten ist heute der von Ruinen. Die Wälle, die sich dem Auge darbieten, waren ehemals trockige Wehrmauern, doch nicht aus Steinquadern oder Ziegelstein, dem Material der Ordenszeit, gefügt, sondern in einfacher Ursprünglichkeit aus Blockwänden mit Erdfüllung dazwischen errichtet, die zu den bekannten Erdwällen auseinanderfielen, als ihre Zeit erfüllt war.

Für die Anlegung solcher Burgen wählte man Plätze, die von Natur schon sicheren Schutz gewährten. So wurden Geländenasen bevorzugt, die, an drei Seiten durch Steilabhänge begrenzt, nur an der vierten eine Angriffsmöglichkeit boten (Taf. XVIII a). Bisweilen ist die Anlage auch nur durch zwei oder gar nur durch einen Steilabhang, der an einen Wasserlauf oder See anstößt, natürlich

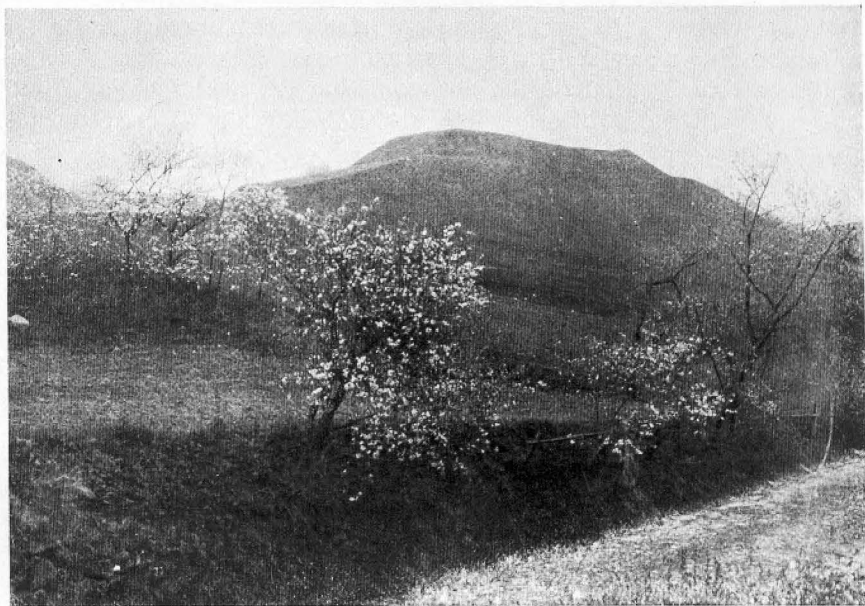


Abb. 285. „Schloßberg“ bei Rogallen, Kr. Lyck

geschützt (Taf. XVIII b). Diesem Typus der „Abschnittsbefestigung“ steht die „Bergburg“ gegenüber, die, auf einer Anhöhe angelegt, auf allen Seiten durch Abhänge gesichert war (Abb. 284/5). Rings um die Wehranlage sich ausbreitende nasse Wiesen, die zeitweise gänzlich unter Wasser standen, boten gleichfalls einen wirksamen natürlichen Schutz (Abb. 284). In der Fritzenberger Forst mußte eine dammartige Landbarre im sumpfigen Gelände ihren Rücken für Anlegung einer Wehranlage hergeben (Taf. XIX a).

Nicht alle Burgwälle und Schloßberge, welche heute noch als Ruinen die Merkmale einer primitiven Holz-Erdebefestigung aufweisen, entstammen der Vorordenszeit. Denn auch die Ordensritter, als sie ostpreussischen Boden betraten, haben zunächst vielfach dieselbe einfache Bauart benutzt, und nur an besonders wichtigen Plätzen wurden später solche Anlagen in Stein umgebaut. Als Preußenburgen wird man Wehrbauten einfacher Formung ansprechen dürfen. Wo sich tief eingeschnittene Hindernisgräben oder quadratische Gestalt vorfindet, handelt es

sich um ordenszeitliche Anlagen (Abb. 286). Nur ein verschwindend kleiner Teil dieser Erdschanzen gehört der Neuzeit an und verdankt den schwedischen Einfällen und dem unglücklichen Kriege ihre Entstehung.

Über den Zweck der altpreußischen Burgwälle gehen die Meinungen auseinander. Ihren Charakter als heilige Kultstätten hat besonders C. Bedderrn zu erweisen versucht. Er stützt sich hauptsächlich auf die Bezeichnung „Schwedenschanze“, deren ersten Bestandteil er mit altpr. swints, polnisch śwety = „heilig“ zusammenbringt. Der Beweis ist jedoch nicht erbracht, da der Name „Schwedenschanze“, wie die ebenfalls in Ostpreußen vorkommenden Bezeichnungen „Franzosen-“ und „Russenschanze“, sehr gut auf historische Reminiszenz zurückgeführt werden kann. Die Bedeutung vieler Burgwälle dürfte in der Nachricht Wulfstans (Ende des 9. Jahrh.) ihre Klärung finden: „Es befinden sich viele Burgen darin

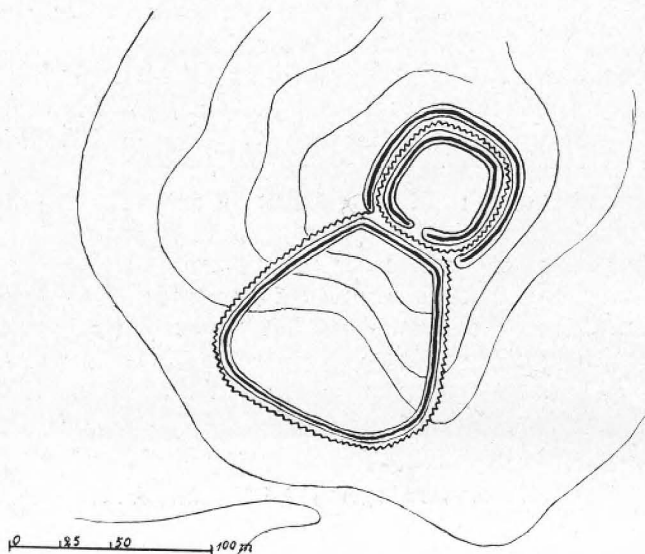


Abb. 286. „Al.-Häufen“ bei Wilhelmshorst, Kr. Fischhausen

(im Estenlande), und auf jeder von ihnen sitzt ein König.“ Vornehmlich die kleineren Schloßberge werden als Dynastensitze anzusprechen sein, die größeren wohl eher als Fliehburgen, wie solche auch der Orden nach der Überlieferung gegen die Litauer für die christlich gewordenen Altpreußen angelegt hat.

Über Ostpreußen verstreut kommen hier und da noch heute die sogenannten „Längswälle“, „Landwehren“ vor. Es sind niedrige Wälle, die sich bisweilen noch kilometerweit verfolgen lassen. Ein solcher Querwall zieht heute noch vom Meer zum Haff quer über die Mehrung (Gardiene bei Tenfitten). Diese Landwehren, die nach der Überlieferung besonders die Eingänge zu den einzelnen Landesteilen abriegelten, dienten wohl nicht als Verteidigungsstellung, sondern sollten die Gegner am Eindringen kurze Zeit hindern, bis die Wehrmacht des Landes sich gesammelt hatte. Sie bestanden in der Hauptsache wohl aus starkem Strohverhau.

Bevölkerung während der Spätheidnischen Zeit.

Als der Deutsche Ritterorden 1230 die Eroberung Ostpreußens begann, fand er das Land in zehn mehr oder minder große Landschaftsbezirke geteilt vor: Pomesanien, Pogesanien, Ermland (Warmien), Natangen, Samland, Barten, Galindien, Sudauen, Nadrauen und Schalauen. Von ihnen reichten Galindien und Sudauen nach den Grenzbestimmungen des Ordenschronisten Dusbarg weit nach Osten ins heutige Polen hinein. Das Land der Galinder soll zur Ordenszeit fast entvölkert gewesen sein. Dazu stimmt die vorgeschichtliche Fundstatistik des masurenisch-galindischen Gebietes, die für die spätheidnische Zeit nur dürftige Zeugnisse aufweist. Und doch muß der Volksstamm der Galinder zeitweise eine hoch-

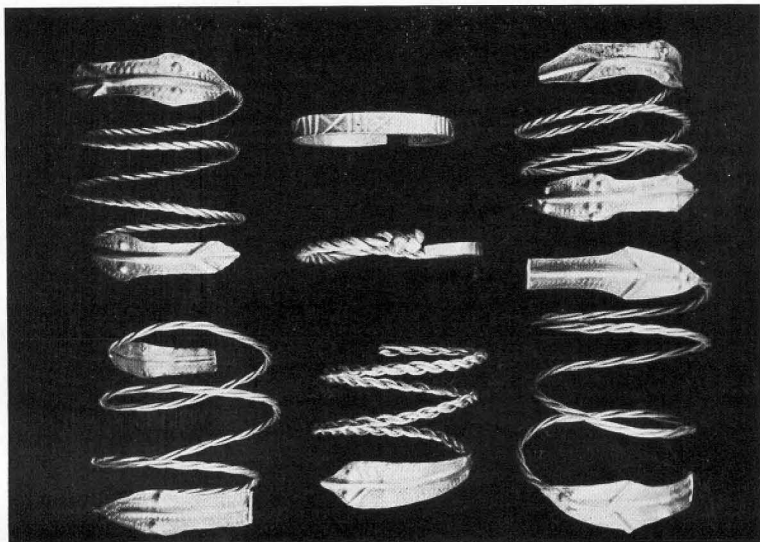


Abb. 286 A. **Verwahrfund** (Silber) von Marienhof, Kr. Sensburg
(Gebiet der Galinder) – 12. Jahrh.

wichtige Rolle im alten Preußenlande gespielt haben, wie aus den Funden der vorangegangenen Stufen aus dortigem Gebiet' ersichtlich ist. Bekanntlich war die Kunde von ihm schon im 2. Jahrhundert n. Chr. bis zu den Geographen des Mittelmeerlandes gedrungen (vgl. S. 205). In das Jahr 1057 fällt nach russischer Überlieferung der Krieg des Großfürsten Tsjäslaw gegen die Galinder, die hier Golljader heißen. Diese Kriege mit den Nachbarn, woran neben den Polen auch das Brudervolk der Sudauer teilhatte, mögen schließlich zu einer starken Entblößung des Landes geführt haben. Der Rückgang der Besiedlung hatte wohl schon in spätheidnischer Zeit eine starke Ausdehnung des Waldbestandes im masurenisch-galindischen Gebiet zur Folge, der sich schließlich zur sogenannten „Wildnis“ auswuchs. Von Unterwerfungskämpfen des Ordens gegen die Galinder spricht keine Überlieferung.

Daß die Galinder einen Teilstamm des großen altpreußischen Volkes darstellten, beweisen besonders die in ihrem Gebiet vorkommenden Seennamen.

Ebenso von altpreußischem Geschlecht waren die nördlich angrenzenden Sudauer, die gleichfalls wie ihr südlicher Nachbarstamm schon im 2. Jahrhundert n. Chr. literarisch genannt werden (vgl. S. 205). Sie sind identisch mit den sonst erwähnten Jatwingen, einem wehrtüchtigen Volksstamm. Im Jahre 1283 erlischt mit der Niederlage ihres Herzogs Skomand im Kampf gegen den Orden der Ruhm der heldenmütig ihre Freiheit verteidigenden Sudauer. Ein Teil von ihnen wurde durch den Orden im nordwestlichen Bezirk des Samlandes angesiedelt („Sudauischer Winkel“). Daß auch die Sprache der Sudauer und daher auch diese selber preußisch waren, dafür liegt ein deutlicher Beweis in folgender Überlieferung aus dem Jahre 1545 vor: „Die Sudawen aber wiewol ihre rede etwas nyderiger wissen sich doch jnn diese preußnische Sprach: wie sie alhie im Catechismo gedruckt ist: auch wol zuschicken und vernemen alle wort.“

Was die um die Memel in der Gegend von Tilsit-Ragnit sesshaft gewesenen Schalauer betrifft, so erklärt man sie „vom linguistischen wie vom historischen Standpunkt aus tatsächlich für Preußen“ (Trautmann: Die altpreußischen Personennamen Seite 203).

Bezüglich der übrigen vom Ordenschronisten erwähnten Stämme besteht kein Zweifel, daß sie als Stammesverwandte des Preußenvolkes anzusprechen sind.

Die so geschilderten Bevölkerungsverhältnisse im vorordenszeitlichen Ostpreußen lassen für fremdstämmige Völker keinen Raum übrig: Weder die slawischen Masovier (Masuren) noch die dem baltischen Sprachstamm angehörigen Litauer haben vor Auftreten des Deutschen Ritterordens in Ostpreußen gesiedelt. Erst letzterer, und zwar verhältnismäßig spät, hat Angehörige dieser Völker hauptsächlich zur Besiedlung der Wildnis ins Land hineingezogen.



Abb. 287. Bild eines alten Preußen
Kapitell in der Marienburg

Der Name der Preußen.

Die schon von Tacitus erwähnte Bezeichnung der alten Bewohner Ostpreußens als Aesten (vgl. S. 200 ff.) lebte bei den westlichen und nordischen Völkern bis gegen 1000 fort. Daneben beginnt sich der Name der Semben (= Samländer) durchzusetzen. Wulfstan am Ende des 9. Jahrh. nennt noch das Estenland; als neue Bezeichnung erscheint bei ihm Witland: „Die Weichsel“, so berichtet er, „ist ein sehr großer Strom; sie hat Witland [im Osten] und Wendenland [im Westen] zur Seite. Und das Witland gehört zum Estenland . . . Die Weichsel . . . fließt in das Estenmeer“ [Frische Haff]. Zum ersten Mal begegnet der Name Preußen als Brus beim spanischen Juden Ibrahim ibn Jakub, der anlässlich einer Handelsreise durch Deutschland zur Zeit Ottos d. Gr. um 965 bis in das damalig slawische Gebiet Mecklenburg gelangte. Diese Brus saßen nach ihm nördlich des Polenreiches, das der König Miskio beherrschte, östlich stießen daran die Russen. Gegen Ende des 10. Jahrhunderts scheint der Name Preußen in Europa allgemeiner bekannt geworden zu sein. Der Märtyrertod Adalberts von Prag war wohl die Ursache hierfür. Der Name dürfte zunächst in slawischen Ländern in Aufnahme gekommen sein. Für die Etymologie des Wortes Prußen — die übliche Schreibart Pruzzen (ß = ʒ) ist als falsch zu verwerfen — liegt noch keine eindeutige Erklärung durch die Sprachforschung vor.

Aussehen und Charakter der Altpreußen.

Von Interesse dürfte es sein, etwas über Aussehen und Gestalt der alten Prußen zu erfahren. Adam von Bremen, der im 11. Jahrh. n. Chr. seine hamburgische Kirchengeschichte verfaßte, beschreibt darin die Prußen als Menschen mit blauen Augen, rotem, d. h. wohl blutreichem Gesicht und langen Haaren. Derartige somatische Kennzeichen, die hier den Altpreußen zugeschrieben werden, trafen im allgemeinen für die Völker des nördlichen Europas zu. So schreibt der römische Schriftsteller Vitruv: „Gegen Mitternacht (Norden) sind die Völker riesenhaft am Leibe, weiß von Farbe, haben herabhängende rötliche Haare, blaue Augen und sind blutreich.“ Diese durch den „Überfluß der Feuchtigkeit und des Himmels Kälte“ (Vitruv) bewirkten körperlichen Eigentümlichkeiten der Prußen rücken letztere nahe an die germanischen Völker vorgeschichtlicher und auch geschichtlicher Zeit heran, denen Nachrichten alter Schriftsteller zufolge dasselbe somatische Äußere eigen war. Schon Tacitus im 1. Jahre n. Chr. erwähnt, daß die Aestier, die Bewohner der östlichen Bernsteinküste, also Ostpreußens, im Äußeren den germanischen Sueben Deutschlands glichen.

Vitruv hebt als besonderes äußeres Kennzeichen der Nordländer auch die riesenhaften Körper hervor. Gegenüber dem durchweg kleineren Südländer mußte allerdings der hochgewachsene Sohn des Nordens imponierend reckenhaft erscheinen. Daß in der Durchschnittsgröße, die das Mittelmaß übersteigt, der Altpreuße seinen nordischen Verwandten anzureihen ist, beweisen die Skelettfunde. Mitunter mögen auch unter den Prußen Menschen von überragender Körpergröße vorgekommen sein, doch ohne die Regel zu bilden. So hatten die Ordensritter bei einem Ausfall aus der Burg Culmsee einen Prußen verwundet, der sich durch außerordentliche Körperlänge auszeichnete, so daß er „über alle andere hinaus bis an die Schultern hat gesehen werden können“ (Peter von Dusburg). Ein

anderer goliathhafter altpreußischer Riese war Miligedo, der zusammen mit den Kreuzherren Bartenstein verteidigte und es dabei mit 10 bis 20 seiner Landsleute aufnahm, bis dann seine Kraft einer Übermacht von 50 Streitern erlag.

Was den Charakter der Prußen anlangt, so fehlt es unter den alten Chronisten nicht an solchen, die nur schlechtes von ihm berichten, so der polnische Radlubek: das altpreußische Volk der Polesianern übertrüge an Grausamkeit die Blutbegierde der gefährlichsten wilden Bestien. Indessen erscheint das Charakterbild der Altprußen im Urteil anderer Schriftsteller weniger dunkel und manche überlieferte Lichtseite berührt sympathisch.

„Es kann von ihnen (d. h. den Prußen) hinsichtlich ihrer Sitten viel Lobliches gesagt werden“, schreibt Adam von Bremen. „Viele gute Eigenschaften“ bestätigt für die heidnischen Prußen auch Helmold, der sie als „sehr leutselig“ bezeichnet. Diese Zeugnisse bekräftigen die Urteile über die Bewohner des vorgeschichtlichen Ostpreußens aus viel früherer Zeit. Jordanes (6. Jahrh. n. Chr.) z. B. nennt die Aestier ein sehr friedliebendes Volk.

Besonders rühmend hervorgehoben werden von den Altprußen ihre Mildtätigkeit, ihr Mitleid gegen Notleidende und ihre große Gastfreundschaft. Den zur See Bedrängten, auch wenn diese von Seeräubern angefallen wurden, leisteten die Sembi oder Prußen den möglichen Beistand. Für die Armen und Bedürftigen übernahmen die Mitglieder der Gemeinde die Versorgung und Unterhaltung. Niemand brauchte als Bettler die Mildtätigkeit seiner Mitmenschen anzusehen; frei durfte der Hilfsbedürftige in jedes Haus einkehren; er fand stets einen gedeckten Tisch.

Die an nordländischen Völkern allgemein gerühmte Tugend der Gastfreundschaft war auch den Prußen in weitestem Maße eigen. Jeder Fremdling wurde gastlich aufgenommen, vorausgesetzt allerdings, daß er den Namen des Hauswirtes zu nennen wußte, andernfalls wurde ihm Zutritt, Speise und Trank verweigert. Dem aufgenommenen Gaste, der nach ihrer Meinung auf göttliche Schidung hin zu ihnen gekommen war, wurden sogar Frau und Tochter zur Verfügung gestellt.

Als eine selbstverständliche Pflicht galt es, den Gastfreund gegen Beleidigungen und Gewalt zu schützen: er genoß in jeder Beziehung dieselben Rechte wie alle Hausangehörigen. Daß der Eintritt des Gastes ins Haus zunächst einmal gehörig „begossen“ wurde, galt als eine pflichtschuldige Ehrung dem Neugekommenen gegenüber. Alle Familienmitglieder nahmen am Begrüßungstrunk teil, der ganz kommentmäßig verlief. Darüber gibt der Ordenschronist Peter von Dusburg folgende Schilderung: „Sie meinen, sie hätten ihre Gäste nicht gehörig aufgenommen, wenn sie nicht bis zur Bewußtlosigkeit getrunken haben. Es ist bei ihnen Gewohnheit, daß sie sich bei ihren Trinkereien zu gleichen unmäßigen Trinkportionen verpflichten. Und so geschieht es, daß jeder einzelne Hausgenosse dem Gastfreunde ein gewisses Maß vorkommt unter der Bedingung, daß der Gast, nachdem sie er getrunken haben, mit demselben Quantum nachkommt. Und solches wird so oft wiederholt, bis der Gast samt den Hausgenossen, der Mann mit dem Weibe, der Sohn mit der Tochter sich betrunken haben.“ Soweit Peter von Dusburg.

Diese Trinksitte, die den christlichen Chronisten als ein abscheuliches Laster erschien, hatte für den Prußen einen tieferen Sinn; durch das gegenseitige Zutrinken, das unserem heutigen „Bruderschaftstrinken“ an die Seite zu stellen ist, wurde der Fremdling in die Hausgenossenschaft mit all ihren Rechten aufgenommen. So wird es verständlich, daß auch die Hausfrau, die Söhne und Töchter nicht fernbleiben durften.

Dieselbe Unmäßigkeit im Trinken, die die Prußen bei Bewirtung eines Gastes an den Tag legten, zeigte sich auch bei anderen Gelegenheiten, wenn die Angehörigen einer Gemeinde zur Begehung eines besonderen Ereignisses sich versammelten. Mochte die Ankunft eines neuen Erdenbürgers gefeiert, die Hochzeit eines jungen Paares festlich begangen werden oder der Tod eines Familienmitgliedes die Verwandten zum Totenmahl versammelt haben, stets trank der Pruße, wie überliefert wird, „bis zum Erbrechen“. Neben den Familienfestlichkeiten im Hause boten die Zusammenkünfte zur Veranstaltung agrarischer Feste im Frühjahr und Herbst Gelegenheit zu gemeinsamen Trinkereien, die bisweilen tagelang währten. Im Trinken standen die Frauen den Männern nicht nach. So wird erzählt, daß zehn judauische Frauen eine ganze Tonne Bier auf einmal ausgetrunken hatten.

Als berauschende Getränke kamen in Betracht Met, aus Honig bereitet, Bier und für die Vornehmen gegorene Stutenmilch.

Soziale Verhältnisse.

Hierfür liegt in dem Bericht von Wulfstan über seine Reise nach dem Estenlande ein wichtiges Zeugnis vor. Nach ihm war Ostpreußen gesellschaftlich ständisch gegliedert. Als höchsten Stand erwähnt Wulfstan „Könige“, die auf Burgen ihren Wohnsitz hatten: „Es befinden sich viele Burgen darin (im Estenlande), und auf jeder von ihnen sitzt ein König“. Außer in den Königsstand gliederte sich stufenmäßig das Volk noch in drei weitere Stände: „Der König und die reichsten Leute trinken Pferdemicke, und die Unvermögenden und die Sklaven trinken Met“, sagt Wulfstan. Auch in der Ordenszeit spielen die reges (= Könige) eine Rolle bei den Chronisten. Es muß sich hier um Landesherren, Gaufürsten, wenn auch nur eines bestimmten Gebietes handeln. Sie besaßen gewiß keine dem germanischen Königtum entsprechende Stellung, sondern sind wohl nur als Oberhäupter größerer Familien, als Geschlechtsälteste anzusprechen. Sie müssen über nicht unbeträchtliche Gaubezirke, deren Grund und Boden ihr Eigentum war, geboten haben. Der Bischof Christian erhielt z. B. von zwei getauften preußischen Edelingen, Survabuno und Wapoda, die terra Lubowia und terra Lausania zum Geschenk. Unter den Königen standen die hörigen Bauern und das Gesinde, der dritte und vierte Stand. Das Verhältnis der von Wulfstan erwähnten „Reichsten“, wohl Großgrundbesitzer, zum König ist unklar. Wenn in den Ordensurkunden bisweilen noch capitanei (= Kapitäne) und duces (= Herzöge) erwähnt werden, so handelt es sich hier wohl nur um eine militärische Bezeichnung.

Wie über die sozialen Verhältnisse der Ostpreußen, so sind wir auch über

das Religionswesen

der jüngsten heidnischen Zeit Ostpreußens durch schriftliche Zeugnisse teils aus der

Ordenszeit, teils aus dem Zeitalter des Humanismus unterrichtet, und zwar in dieser Frage verhältnismäßig gut. Verschiedentlich wird von der

Naturverehrung

der damaligen Bewohner Ostpreußens berichtet. Schon Adam von Bremen erzählt in seiner Hamburgischen Kirchengeschichte (1075) von heiligen Hainen und Quellen, denen sich Christen nicht nähern durften. Adalbert von Prag hat bekanntlich das Betreten eines solchen heiligen Waldes mit dem Tode büßen müssen. Diesen Naturdienst hat auch Peter von Dusburg im Auge, wenn er 1326 schrieb. „Sie hatten auch heilige Haine, Felder und Gewässer, so daß sie darin Holz zu hauen, Acker zu bestellen und Fische zu fangen nicht wagten“. Derselbe Chronist berichtet weiter von jener Naturverehrung: „Und weil sie Gott nicht kannten, so kam es, daß sie irrtümlich alle Creatur als Gott verehrten, nämlich die Sonne, der Mond und die Sterne, Vögel und Vierfüßler bis auf die Kröte“. Den Schriftstellern des Humanismus, Sabinus, Meletius u. a. verdanken wir eine noch tiefer gehende Kenntnis dieses fest in dem Volksleben der Altpreußen verwurzelten Naturdienstes. Es werden nun auch zumeist in litauischer Bildung die Namen dieser niederen dinglichen Gottheiten überliefert. Fremd war ihnen allen ein ausgesprochen persönliches Wesen. Ihre Bezeichnungen deuten darauf hin, daß es sich um beseelte gedachte Naturerscheinungen, Örtlichkeiten, Vorgänge des täglichen Lebens handelt. So genossen, wie schon erwähnt, Sonne, Mond und Sterne göttliche Verehrung ebenso wie die Morgenröte, der Abendstern, das Gewitter, die Erde, Flüsse, Seen, das Herdfeuer, der Herdwinkel, ja selbst das Rutenbündel, mit dem der Altpreuße beim Schwitzbad sich peitschte. Als weit verbreitete volkstümliche Erntegottheit spielte Kurcho eine große Rolle. Viele mit seinem Namen verbundenen Ortschaften Ostpreußens zeugen von seiner allgemeinen Beliebtheit: Kurken, Kurkojadel (= Kurchenitz), Kurkenfeld usw.

Neben dieser großen Menge von Feld-, Wald- und Wiesengöttern, die in der altpreußischen Volksseele sicher seit urdenklichen Zeiten verankert waren, so fest, daß sie das Christentum überdauerten und auch heute noch, nur in abgeschwächter Form, in Volksjagen und Volksglaube fortleben, gab es in Altpreußen auch persönlich gedachte

höhere Gottheiten.

Die Überlieferung läßt eine Dreieit solcher menschlich empfundener Götter erkennen: Perkunos, Potrimpos (oder Natrimpos) und Patollu. In dieser Trias haben wir gewissermaßen die Nationalgottheiten der alten Preußen zu sehen. Nach Simon Grunaus Erzählung wurden sie gemeinsam in einem Heiligtum Rikojot verehrt, wo ihre Bildnisse in einer Nische der dort befindlichen immergrünen heiligen Eiche Verehrung genossen. Nach Grunaus Schilderung war Perkunos der Gewittergott, Potrimpos der Gott der Fruchtbarkeit und des Lebens, Patollu der Gott des Todes. Entsprechend dem inneren Wesen dieser Götter war die äußere Darstellung, empfingen sie ihre besonderen Opfer. Es kann vielleicht mehr als eine bloße Äußerlichkeit bedeuten, wenn wir durch Adam von Bremen im 11. Jahrhundert erfahren, daß es in Upsala einen Tempel mit der Göttertrias Thor (= Donnergott), Wodan (= Kriegsgott) und Frigg (= Gott des Überflusses) gab.

die den höheren Gottheiten dargebracht wurden, erfahren wir einiges durch Peter von Dusburg: „Nach einem Siege bringen sie ihren Göttern ein Opfer dar. Von allem, was sie durch den Sieg erbeutet haben, verehren sie ein Drittel dem Crive, der es verbrannte. Jetzt aber verbrennen die Litauer und die anderen Ungläubigen in jenen Gegenden dieses Opfer nach ihrem Ritus an irgend einem heiligen Orte. Die Pferde aber werden, bevor sie verbrannt werden, dermaßen abgejagt, daß sie kaum auf den Beinen stehen können.“ Derselbe Chronist erwähnt auch Menschenopfer. So erzählt er von Hirzhals, dem Burgmann von Magdeburg, daß er als Gefangener nach der Schlacht von Pokarben auf seinem Pferde festgebunden, den Göttern zu Ehren verbrannt wurde. Das Los entschied über sein Schicksal. Wie die Liöländische Reimchronik aus dem 13. Jahrhundert berichtet, schworen die Samländer, als sie gegen Memel zogen:

„Die Leute, die dort oben sind,
Mann, Weib und Kind,
Die wollen wir mit Losen,
Die Kleinen und die Großen,
Unseren Göttern senden.
Das kann niemand wenden.“

Kultorte.

Um zur Kenntnis der altpreußischen Kultorte zu gelangen, stehen uns zwei Wege zu Gebote: Das literarisch überlieferte Material und die Bodenaltertümer. Wenn wir die ersten Belege überblicken, so fällt sofort ins Auge, daß fast immer eine Eiche oder Tanne, also ein heiliger, dem jeweiligen Gotte geweihter Baum und ein großer Stein davor im Kult eine Rolle gespielt haben. Ausführlich berichtet Prätorius Ende des 17. Jahrhunderts von einem offenen Heiligtum an der Samaitischen Grenze: „Auf der Seite nach Samaitischen war eine Eiche, dabei etwa fünf Schritt davon ein ziemlich großer Stein. Nicht weit von dem Stein ist eine hohe Stange zum wenigsten acht Klafter hoch gesetzt, worauf ein Ziegenfell ausgedehnt, über dessen Haupt ein großer Busch von allerhand Getreide auch Kraut gemacht gewesen.“ Henneberger erzählt 1684 von großen Steinen, auf denen dem Kurcho, dem Vegetationsgott, geopfert wurde. Und andere Stellen sagen ungefähr dasselbe aus. Es ist nun interessant zu bemerken, wie sich die literarischen Zeugnisse mit den Bodenaltertümern decken. Im Jahre 1924 ist im Kreiße Johannisburg eine Stätte entdeckt worden, die wir als Kultplatz der alten Preußen ansprechen dürfen. Der ganze Platz, im Walde gelegen, ist kreisförmig, und mißt im Durchmesser 20 Meter. Auf seiner Peripherie standen einst — heute sind sie umgefallen — spitz zulaufende etwa 1 Meter hohe Steine, zwischeneinander einen gemäßigten Zwischenraum lassend. Inmitten des Kreises befindet sich der Stumpf einer uralten Tanne, davor ein großer platter Stein. Nach Erzählung alter Leute hat im Kreiße Heilsberg bei Workeim einst eine uralte Eiche gestanden, vor der sich in der Erde ein gewaltig großer platter Stein befand. Brandasche auf dem Steine zeigte an, daß man auf ihm, wie auch literarisch von andern Stellen überliefert wird, Feuer unterhalten hat.

Priestertum.

Es gab bei den Altpreußen Priester und Priesterinnen. Ob sie einen besonderen Stand gebildet haben, geht nicht klar aus den Quellen hervor. Doch scheint ein solcher bestanden zu haben. An oberster Spitze herrschte in Religionsangelegenheiten der Criwe. Von ihm berichtet Peter von Dusburg folgendes: „Es gab mitten in diesem verdrehten Volke in Nadraunen einen Ort, Romove genannt . . . dort wohnte ein Mann, genannt Criwe; den verehrten sie als Papst, weil, wie der Papst die ganze Kirche der Gläubigen regiert, so nach seinem Willen und Befehl nicht nur die genannten Völker [Preußen], sondern auch die Litauer und andere Völker Livlands regiert wurden. Er hatte ein solches Ansehen, daß nicht nur er selbst oder jemand seines Blutes, sondern auch irgend ein Bote, der mit seinem Stabe oder irgend einem anderen Kennzeichen in das Gebiet der genannten Heiden kam, von den Königen, den Edlen und dem gemeinen Volke ehrerbietig aufgenommen wurde. Er unterhielt auch, angeblich nach alter Vorschrift, ein ewiges Feuer.“

Seelenglauben.

„Die Preußen glaubten an die Auferstehung des Fleisches, aber nicht so, wie sie hätten sollen. Sie glaubten nämlich, wie einer in diesem Leben edel oder unedel, reich oder arm, mächtig oder unmächtig war, so werde er auch nach der Auferstehung im künftigen Leben sein. Daher kam es auch, daß mit vornehmen Verstorbenen ihre Waffen, Pferde, Sklaven und Mägde, Kleider, Jagdhunde und Falken, und andere Dinge, die zur Ritterschaft gehören, verbrannt wurden. Mit den geringen Leuten wurde das verbrannt, was zu ihrer Arbeit gehörte. Sie glaubten, daß die verbrannten Dinge mit ihnen auferstünden und ihnen wie vor dem dienten. Mit jenen Toten fand folgender Teufelsspuk statt: Wenn die Verwandten des Verstorbenen zu dem Criwe-Papst kamen und fragten, ob er an dem und dem Tage oder Nachts jemanden an seinem Hause habe vorübergehen sehen, so beschrieb der Criwe ohne Zögern die Erscheinung des Verstorbenen in seinen Kleidern und Waffen, samt Pferden und Gefolge und behauptete zur Befräftigung seiner Aussage, daß es am Türsturz seines Hauses das und das Zeichen mit der Lanze oder einem anderen Werkzeuge hinterlassen haben.“ (Peter von Dusburg.)

Boßheiligung.

Im Jahre 1525 hielt die Reformation ihren Einzug in Ostpreußen. Trotz vorangegangener, fast 300jähriger Christianisierungsarbeit lebte damals in vielen Teilen der Provinz der alte heidnische Prußenglaube mit seinen heimlich gepflegten Kultgebräuchen fort. Noch war damals der Götterhimmel der Heiden von seinen Gottheiten nicht entvölkert; sie erschienen dem Landvolke als bessere und zuverlässigere Helfer in Not und Bedürfnis als der Christengott.

Als ein uralter Zug im Kulte der heidnischen Preußen ist die Boßheiligung anzusprechen, deren Begehung — wie Schriftsteller des 15. bis 16. Jahrhunderts überliefern — als Mittelpunkt religiöser altpreußischer Feste damals noch fortbestand.

Über den Verlauf einer derartigen Opferfeier bei den samländischen Sudauern wird folgendes berichtet: Nach vollbrachter Ernte bringen sie ein feier-

liches Opfer als Dankagung dar. Bei dieser Feier opfern sie einen Boß. Wenn sich das Volk in einer Scheuer versammelt hat, wird der Boß herbeigeführt. Der Priester, der ihn schlachten soll, legt dem Opfertiere beide Hände auf und ruft dabei der Reihe nach alle Götter an. Darauf heben alle Anwesenden den Boß hoch in die Höhe, machen einen Rundgang und lassen dabei einen Hymnus ertönen. Der Gesang verklingt, und der Boß wird auf den Boden gestellt.

Der erste Teil der Feier ist beendet. Es folgt die Ansprache des Priesters an die Versammlung: Dies feierliche Opfer, von den Vorfahren eingesetzt, sollten sie mit tiefster Andacht vollführen, es auch künftighin fromm darbringen und den Nachfahren übermitteln. Der Ansprache folgt die Opferung. Der Priester sticht das Opfertier ab und besprengt die Anwesenden mit dem in einer Schale aufgefangenen Blute. Das Fleisch kochen die Frauen in der Scheune. Weiber haben



unterdessen aus Weizenmehl „Gloden“ bereitet, die nicht in den Backöfen gesteckt, sondern von den Männern so lange durch die Flammen eines Herdfeuers geworfen werden, bis sie zum harten Gebäck geworden sind. Den Abschluß der Feier bildet das Opfermahl. Sie essen und trinken den ganzen Tag und die ganze Nacht hindurch, wie überliefert wird, „bis zum Erbrechen“. Völlig trunken vom allzureichen Biergenuß, verlassen sie am frühen Morgen das Gehöft und begeben sich nach Hause, nachdem sie vorher alle Überreste der Mahlzeit sorglich aufgelesen und an einem bestimmten Orte in der Erde vergraben hatten, damit die heilige Speise nicht durch Vögel und Tiere entweicht werde.

Eine Art Sakramentsfeier stellte diese altpreußische Boßsheiligung dar. Die göttliche Kraft des geheiligten Opfertieres glaubte man im Genuße des Fleisches in sich aufzunehmen und so der Huld der Gottheiten teilhaftig werden zu können. Auch das genossene Brot besaß heiligende Kraft, nachdem es durch das alles Schädliche verzehrende Feuer gereinigt worden war.

Ferner war eine Art Losprechung von den im Laufe des Jahres begangenen Vergehen gegen die Götter und den dadurch verwirkten Strafen, wie an anderer Stelle überliefert wird, mit der Bocksheiligung verbunden. Der Priester erteilte jedem Teilnehmer der Feier „eine gute Hutsch“, d. h. ein paar Ohrfeigen und schlug damit alles Sündhafte aus dem Körper heraus. Eine Reinigungs- und Sühnezeremonie! Dem Priester fielen dann alle Anwesenden in die Haare, rauchten und zerrten ihn hin und her, wobei er laut schrie. Und je lauter das Geschrei des Priesters, desto mehr Sünden, glaubten sie, hätten ihnen die Götter vergeben.

Hochzeit.

Wenn ein altpreussischer Sudauer eine Frau zu heiraten begehrte, mußte er sie vom Schwiegervater mit barer Münze — etwa 1 bis 10 Mark — oder mit Naturalien und Vieh sich erkaufen. Außerdem waren Mantel und Häubchen notwendige Gaben an die Erwählte. Vor ihrem Auszug aus dem heimatlichen Haus nahm die Braut unter lautem, herzzerreißendem Wehklagen, worin Frauen und Jungfrauen des eigenen Kreises sie unterstützten, Abschied von Vater und Mutter, Haus und Herdfeuer, Tier und Gerät.

Dann schickte der Bräutigam den Hochzeitswagen; er selbst blieb daheim. Auf der Grenze des für die Braut neuen Wirkungsbezirktes wurden ihr brennende Scheite vom Herdfeuer ihrer künftigen Häuslichkeit entgegengebracht. Dreimal umkreiste der Feuerträger den Wagen der Braut, ein magischer Akt, um böse Dämonen, deren Tummelplatz die Grenzen des Dorfes darstellten, von der Braut fernzuhalten, damit sie ihr nicht Schaden irgendwelcher Art zufügten. Ein Trunk, beim kurzen Halt auf der Grenzscheide der Braut dargebracht, versinnbildlichte Aufnahme in die künftige Eß- und Trinkgemeinschaft.

Vor dem Gehöft des Bräutigams angelangt, ergab sich ein seltsames Spiel mit tiefer Bedeutung. Der Wagenführer sprang eilends vom Pferde, um sich auf den Stuhl zu setzen, der bedeckt mit Kissen und Handtuch, vor der Haustür stand. Die in des Bräutigams Hause Versammelten suchten ihn daran zu hindern. Waren sie schneller zur Stelle als der Fuhrmann, dann mußte dieser Spießruten laufen, wurde zur Bordertür hinein- und zur Seitentür hinausgeschlagen. So trieb man das Böse vor dem Einzug der Braut aus dem Hause, damit diese vor Schaden bewahrt bliebe. Derselbe Zweck war erreicht, konnte der Fuhrmann sich auf den Stuhl setzen und das Handtuch ergreifen, das ihm dann gehörte, bevor die Hinzueilenden ihn ergreifen, ein Täuschungsmanöver, für die möglicherweise erzürnten Hausgötter bestimmt. Leicht konnten diese böse sein über die fremde Person, die, von außerhalb kommend, nunmehr in ihren Machtbezirk einrücken wollte. Daher mußte der Fuhrmann zuerst ins Gehöft hinein, den Stuhl besetzen und so die etwa böswilligen Geister von der Braut ablenken und auf seine Person hinziehen, sie also irreleiten.

Erst jetzt wurde die Braut aus dem Wagen gehoben und auf den Stuhl vor der Haustür gesetzt, den vorher der Fuhrmann inne gehabt hatte. Dieselbe Handlung erfolgte innerhalb des Hauses vor dem Herde, nachdem zuvor die Braut diesen dreimal umkreist hatte. Sittengemeinschaft und Herdverbundenheit, wie sie die übrigen Hausgenossen besaßen, wurden dadurch von der jungen Frau erworben.

Alsdann spielten sich Handlungen ab, welche die neu in das Haus Aufgenommene gewissermaßen den Hausgeistern vorstellen und sie in gute Beziehung zu ihnen setzen sollten, wodurch sie sich die Kultgemeinschaft ihrer neuen Wirkungsstätte erwarb. Damit die Braut der Geister nicht ansichtig wurde, verhüllte ein Tuch ihre Augen. Honig schmierte man ihr um den Mund. In dieser Verfassung ward sie vor alle Türen des Hauses geführt. An diese klopfte ihr Fuß mehrfach an; so rief sie die Geister, die zwischen den Türen und unter der Schwelle zu wohnen pflegten. Vor jeder Eingangspforte streute jemand aus einem Sack alle Sorten Getreide über die Braut, eine zauberische Handlung, wodurch man die Hauskobolde veranlassen wollte, stets reichen Früchtesegen, vielleicht auch reichen Kindersegen über die neue Hausfrau „auszuschütten“.

Nach all diesen Aufnahmeriten gab man sich dem Essen und Trinken, darauf dem Tanzen hin bis spät in die Nacht hinein. Der Abschluß der Feier brachte noch einige Zeremonien, die auf Schutz der Braut vor bössartigen Dämonen abzielten. Das lange Haar fiel unter der Schere. Ein Kranz, mit einem weißen Tuch benäht, schloß die junge Frau magisch gegen die Außenwelt hin vor allen schädlichen Einwirkungen für die kommenden kritischen Augenblicke ihres Lebens ab. Kranz und Schleiertuch, die man Abklopte (Verhüllung) nannte, trug die Braut auch später noch bis zur Geburt eines Sohnes. Die Schutzhülle wurde ihr mit den Worten angelegt: „Die Mägdlein, die du trägst, sind von deinem Fleisch, trägst du aber ein Männlein, so ist deine Jungfrauschaft aus.“ Noch ein Umtanz in der neuen Aufmachung, dann führte man die Braut zu Bett. Und seltsam genug, aber „nicht anders als mit Fäusten und Prügeln wohl abgebleut ward sie zu dem Bräutigam hineingeworfen“ (Hartknock, Altes und Neues Preußen 1684 S. 181), ein letztes Mittel, um wie beim Schmačkostern das möglicherweise in der Braut noch vorhandene Böse und Schädliche, das einen guten Ablauf hemmen könnte, hinauszutreiben. Den gebratenen Brauthahn verzehrte alsdann die junge Frau zusammen mit dem Bräutigam, um zauberisch Fruchtbarkeit und Kindersegen zu erwirken. Gebratene Bocks- und Bärennieren, ebenfalls beiden gereicht, bezweckten denselben Zauber, wie aus dem gleichen Grunde beim Mahle kein Fleisch kastrierter Tiere auf den Tisch kam.

Mit dem im Schlafgemach eingenommenen Fruchtbarkeitessen war das Zauberspiel beschloffen, das die Braut bei der judaischen Hochzeit zum Mittelpunkt hatte. Als erstarrte Form ohne Sinnverständnis bei den Beteiligten lebt heute noch bei ostpreussischen Hochzeiten manche Handlung früherer Tage fort.

Tod und Begräbnis.

Ein Gräberfeld aus dem 14. Jahrhundert ist auf der Pracher-Vieske (Bettler-Lager) unweit des Schlosses von Gerdauen im Jahre 1877 aufgedeckt und ordnungsmäßig unter sachkundiger Leitung gehoben worden. Was an Beobachtungen bei der Ausgrabung protokollarisch niedergelegt wurde, reicht in Verbindung mit der literarischen Überlieferung aus ungefähr jenen Tagen hin, um das Dunkel aufzuhellen, das über Tod und Grab der Altpreußen im 14. Jahrhundert sich breitet.

Heute Begräbnis! Noch schlummert die Sonne. Doch schon stehen auf des toten Edelings Hof versammelt Verwandte und Freunde. Sie wollen für den

Toten die letzte Feier begehen. Auf einem Stuhl vor der Tür des Hauses sitzt dieser. Linnenes Hemd, Hosen und Überrock trägt er, wie er es tat, wenn „er vor seiner Gattin erschien“. Ein lederner Gürtel mit eiserner Schnalle hält die Kleidungsstücke zusammen. Vor dem Toten auf der Erde liegt das Brett, worauf er zur letzten Ruhe gebettet werden soll.

Die Feier beginnt. Aus einer Tonne mit Gerstenbier füllt man die mitgebrachten Trinkgefäße, gefertigt aus den Hörnern des Urs. Man trinkt und trinkt, bis die Tonne zur Hälfte geleert. Eine Schale bringt man alsdann. Ebenfalls mit Bier gefüllt, macht sie die Runde. Jeder der Anwesenden tritt vor den Toten einzeln hin: „Ich trinke Dir zu, unser Freund, warum bist Du gestorben? Fehlt Dir jetzt Speise und Trank?“



Abb. 288. Silberne Schmuckbeigaben eines sudanischen Grabes
von Skomentnen, Kr. Lpf — 12. Jahrh.

Die Tonne ist leer. Alles läßt sich im Kreise zur Erde nieder. Ein einzelner tritt in die Runde. Die Trauerklage beginnt mit dem stetigen Kehrwiederreim: „Warum bist Du gestorben?“ Lange tönt die Totenklage durch die Morgenluft. Dann erheben sich alle. Dem Toten wird ein weißes Leinentuch um den Hals gebunden. Darauf ein spiraliger Halsringtragen ihm umgelegt. Was er sonst im Leben gebraucht, wird auf die Bahre gelegt: Streitbeil, zwei Lanzen, Dolchmesser in lederner Scheide. Brot und einen Krug mit Met wagt man nicht beizugeben, wie man es früher tat; es schreckt sie das Verbot des Ordensgewaltigen auf der Burg. Aber zwei Ordensmünzen legt die Witwe dem Toten auf die Augen — als Wegzehung. Dann läßt man auch ihn auf die Bahre nieder. Ein Wagen nimmt den Brettsarg auf und der Leichenzug setzt sich in Bewegung, gefolgt von der Gattin und den Kindern des Verstorbenen und den Teilnehmern der Begräbnisfeier, die zu Pferde gestiegen sind.

Alle Männer haben die Schwerter gezogen und schlagen damit blinde Hiebe in die Luft. Laut durcheinander ertönen dabei ihre Rufe: „Flieht ihr Dämonen, fliehet davon!“

Jetzt lösen sich plötzlich die Reiter vom Zuge, sprengen in gestrecktem Galopp vorwärts. Ein Wettrennen beginnt. Weit draußen im Felde steht ein Pfahl, er trägt eine Ordensmünze. Der erste Reiter ergreift sie und bringt sie stolz als Sieger zurück. So war man einst geritten, um Hab und Gut des Verstorbenen sich zu errennen. Des Wettlaufs früherer, tiefer Sinn! Heute ist dem besten Reiter der Ordens-Schilling und das Bewußtsein des Sieges Lohn und Ehre genug.

Der Begräbnisplatz ist erreicht. In einer Grube wird der Tote beigesetzt, den Kopf im Westen, das Gesicht dem Osten, dem Aufgang der Sonne zugewandt. So verlangt es der Urväter Sitte.

Bevor die Erde die Grube füllt, besingt der Tulisso, der Totenpriester, des verstorbenen Edelings ruhmreiches Leben. Ekstatisch steigert er zum Schluß den Gesang zur hellseherischen Ansage: Er sehe den Verstorbenen in den Lüften, dieser sei nicht tot, er lebe. Hoch zu Roß, mit funkelnden Waffen geschmückt, den Jagdfalken auf der Hand, begleitet von einem zahlreichen Gefinde, gehe er in ein anderes Leben ein. Dann schließt der Gesang und mit ihm sich das Grab.

Zwei Tage vergehen. Allabendlich, allmorgendlich liegt die Gattin des Verstorbenen über dem Grabe, klagt und weint. Am dritten Morgen stehen Verwandte und Freunde wieder vor der Tür des Trauerhauses. Feierlich wird die Seele des Verstorbenen eingeladen, zu erscheinen und an dem im Hause bereiteten Mahle teilzunehmen. Stumm durchschreitet man die Tür, setzt sich am Tische nieder. Das Totenmahl, die Seelenspeisung nimmt ihren Anfang. Lautlose Stille herrscht im Kreise der Teilnehmer. Zwei Frauen bedienen. Messer dürfen nicht benutzt werden, da solche die Totenseelen vertreiben. Von jedem Speisengang wirft jeder einzelne Gast einen Teil zur Erde — für die Seele. Mit den Getränken geschieht desgleichen zu demselben Zweck.

Das Gastmahl wird stillschweigend zu Ende geführt. Dann reinigt ein Greis mit einem Besen die Stätte und kehrt so auch die Seele des geladenen Toten hinaus:

„Geessen hast Du, Du hast getrunken, geliebte Seele;
Gehe hinaus, zur Türe gehe hinaus!“

Der Bann des Schweigens ist gelöst. Gespräche, die solange ruhten, nehmen munter ihren Anfang. Met und Gerstenbier füllen die Hörner. Ein Wettfeiser im Trinken hebt an. Die Frauen kommen den Männern vor, diese wechseln dann mit jenen ab. Küsse werden getauscht, und in Ausgelassenheit und Frohsinn genießt man die Gastfreundschaft der Witwe, bis der letzte Tropfen vertrunken.

Am 6., 9. und 40. Tage wiederholt sich das Mahl und das Trinken. 30 Tage lang sieht die Sonne bei ihrem Auf- und Niedergang die Witwe auf dem Grabe des Toten liegen, jammernd und klagend.

So verlangte es die überkommene Sitte, das ungeschriebene Gesetz, das fest eingewurzelt nicht Ordensschwert, nicht Christentum aus dem Herzen der Altpreußen herausreißen konnte.